

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

6. Overbecks Bruch mit dem Nietzsche-Archiv und sein Lebensabend

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

6. Overbecks Bruch mit dem Nietzsche-Archiv und sein Lebensabend



och kehren wir zu der zwischen Nietzsches Schwester und Overbeck bestehenden Spannung zurück. In ihrem Bestreben, die Freunde des Bruders möglichst vollzählig um sich zu haben, nahm Frau Förster den ehemaligen Wunsch der Mutter wieder auf, Overbeck zum Vormund des kranken Bruders zu machen, und nun verfiel sie auf den seltsamen Einfall, dem bereits seiner Emerititation sich nähernden über fünfzigjährigen Basler Professor womöglich einen Ruf an eine reichsdeutsche Universität zu verschaffen — mit der Begründung, daß er dann Nietzsches Vormundschaft übernehmen könnte. In dieser Absicht benützte sie Beziehungen, die sie zum Vizepräsidenten des preussischen evangelischen Oberkirchenrats, Prof. Freiherrn von der Goltz, Probst zu St. Petri in Berlin — einem ehemaligen Basler Kollegen Overbecks und Nietzsches — zur Fürsorge für ihre deutschen Kolonisten in Paraguay unterhielt, um ihn zu veranlassen, in amtlicher Eigenschaft Overbecks Berufung nach Deutschland in Fluß zu bringen. In diesem Zusammenhang lag es natürlich nur in ihrem Interesse, Overbeck in möglichst günstigem Lichte zu schildern. Daß sie bei einem derartigen Sachverhalt nicht über Overbeck schimpfte, versteht sich von selbst. Als Overbeck diese Bemühungen von Nietzsches Schwester um seine Karriere zu Gehör kamen, verbat er sich diese Liebesdienste ernstlich. Frau Förster warf ihm dann später vor, sie hätte doch nur sein Bestes im Auge gehabt; er sei eben nicht mehr der Alte und verstehe keinen Spaß mehr. Overbeck konnte nur bestätigen, daß für ihn derartige „Scherze“ außerhalb des Bereiches lägen, wo er Spaß verstehe. Er schrieb sich den Vorfall hinters Ohr und hielt noch mehr hinter dem Berge als bisher.

Mit aller Deutlichkeit ist Overbecks Absicht hervorzuheben, von der drohenden persönlichen Entzweiung den sachlichen Kontakt mit dem Nietzsche-Archiv so wenig wie möglich leiden zu lassen. Nicht nur hat er in Aussicht gestellt, die von ihm eingeholten Aufschlüsse, die das Archiv zur Abfassung der Biographie Nietzsches oder zur Herausgabe seiner Werke benötigte, jederzeit zu geben; er hat dieses Versprechen auch tatsächlich gehalten, sobald er von der vollkommenen Sachlichkeit der be-

Frau Försters
Gönnerschaft
für Overbeck

treffenden Anfrage überzeugt war. So hat er — was Frau Förster doch eigentlich nicht hätte verschweigen dürfen — die chronologische Struktur des dritten Bandes dadurch ermöglicht, daß er dem Archiv aus seinen Briefen Nießsches die sämtlichen festen Daten herausuchte und zur Verfügung stellte. Ich gebe seine betreffende Aufzeichnung hier absichtlich wieder, um mit einem Dokument die völlige Unwahrheit der sich immer wiederholenden Behauptungen darzutun, Overbeck habe dem Archiv sein tätiges Interesse vorenthalten. Das Itinerarium lautet in Overbecks Entwurf:

Nießsches Aufenthalte

vom 1. Jan. 1886 bis 1. Jan. 1889, die Herr Dr. M. Zerbst Mai 1894 zu erfahren wünschte, aus seinen Briefen zusammengestellt.

Die Daten sind, wo nichts angegeben ist, eigenhändige Briefdaten Nießsches; wo es sich um Karten handelt, die nur das Datum des Poststempels tragen, wird es angemerkt.

1886

Nizza Rue St. Francois de Paule 26, II. 1) 9. Jan. 2) Undatierter Brief Ende März oder anfangs April. 3) April (kündigt Abreise nach Venedig an). 4) 25. April („Immer noch in Nizza“).

Venedig 1) 1. Mai (Karte: „Gestern Abend bin ich in Venedig eingetroffen“).

Leipzig 20. Juni.

Rorschach 28. Juni (Karte).

Sils Maria 1) Undatierter Brief. 2) 5. August (mit Übersendung von „Jenseits von Gut und Böse“).

Ruta Figure 12. Oktober.

Nizza Pension de Genève 1) erhalten am 29 Oktober („In Nizza seit einer Woche“). 2) 14. Nov. 3) 25. Dez.

1887

Nizza Rue des Ponchettes 29, I. 1) 4. Jan. (Karte). 2) 9. Jan. (Karte). 3) 12. Febr. 4) Undatiert, ist aber, wie sich aus der folgenden Karte ergibt, vom 23. Febr. (Erdbeben). 5) 24. Febr. (Karte). 6) 24. März.

Cannobio Villa Badia 14. April.

Zürich Pension Neptun 1) 29. April (Gestern Abend angekommen). 2) 2. Mai.

Chur Rosenhügel 13. Mai.

Sils Maria 1) 17. Juni. 2) 30. Juni. 3) 6. Juli. 4) Juli oder Aug., folgt auf die vorausgehende Karte. 5) 30. Aug. 6) 17. Sept.

Venedig calle dei preti 1263 1) 24. Sept. 2) 17. Okt. („Nächsten Freitag reise ich nach Nizza“).

Nizza pension de Genève 1) 12. Nov. 2) 23. Dez. (Karte). 3) 28. Dez. (Karte).

1888

Nizza Pension de Genève 1) 4. Jan. (Karte). 2) 3. Febr. 3) 22. Febr. 4) 3. März. 5) 22. März (Karte).

Turin (ich hatte poste restante zu schreiben) 1) 10. Apr. 2) 18. Apr. (Karte). 3) 3. Mai. 4) 27. Mai.

Sils Maria 1) 12. Juni (Karte). 2) 26. Juni (K.). 3) 4. Juli. 4) 20. Juli. 5) Undatiert nach einer Angabe des Briefes wenige Tage vor dem 18. Sept., von welchem Tage an Briefe nach Turin erbeten werden.

Turin (zunächst poste restante) 1) 10. Okt. (Karte). 2) 18. Okt. 3) 13. Nov. (gibt die Adresse Via Carlo Alberto 6 III an). 4) 28. Nov. 5) 20. Dez. 6) 22. Dez. 7) „Weihnachten“. 8) Undatiert, erhalten am 28. Dez. 9) Undatiert, erhalten am 31. Dez. — Erhielt nur noch am 7. Jan. 89 einen kurzen wahnsinnigen, Dionysos unterschriebenen Erlaß, der mich, nebst einem am Tag vorher von Jak. Burckhardt erhaltenen Brief veranlaßte, noch am Abend des 7. (Montag) nach Turin zu reisen. Donnerstag den 10. traf ich mit dem wahnsinnigen N. hier ein. —

Dieses Altenstück bekräftigt Overbecks sachliches Interesse um so mehr, als bereits vorher, ins Frühjahr 1894, sein persönlicher Bruch mit Nießsches Schwester anzusehen ist. Bei allem besten Willen zum Frieden und zur Förderung von Nießsches Sache stieß Overbeck auf vorgefaßte Meinungen und unannehmbare Umgangsbedingungen. Wie ist es ihm einen Augenblick eingefallen, Nießsche öffentlich nicht kennen zu wollen; aber die Schwester nahm das von vornherein als selbstverständlich an. Wie sehr es bei ihr zur fixen Idee geworden war, das Interesse an Nießsche müßte für Overbeck kompromittierend sein, geht aus ihrem Brief an diesen vom 20. Novbr. 1893 hervor, wo sie schreibt: „Es versteht sich ganz von selbst, daß Ihr Name möglichst wenig im Zusammenhang mit meinem Bruder genannt wird (außer als sehr guter Freund), weil es sich für einen Professor der Theologie nicht sehr gut macht. Darin bin ich besser unterrichtet als Sie selbst. Ich

Frau Försters
„Näcstst“
auf Overbeck

schrieb Ihnen doch die Geschichte mit Goltz in Berlin? oder nicht?" Frau Förster war eben, ehe sie sich später durch die Mitarbeiter des Archivs in die Denkweise ihres Bruders einführen ließ, noch überzeugte Christin. Überdies war Overbeck gewohnt, einen Briefwechsel von grundsätzlicher Bedeutung mit der Gründlichkeit des Eregeten zu führen, die ihm auch im Leben zur zweiten Natur geworden war. Nun mußte er es erleben, nicht nur nicht verstanden, sondern sogar nicht gelesen zu werden. Am 12. Januar 1894 teilte ihm Frau Förster mit: „Gestatten Sie mir folgende Bemerkung: Mamachen hatte einen an mich gerichteten Brief während meiner Abwesenheit aufgemacht, und als ich von der Reise zurückkehrte, sagte sie mir, daß Sie mir wieder allerhand Unangenehmes schreiben. Da habe ich mir allerdings erlaubt, den Brief ungelesen zu verbrennen. Verzeihen Sie mir! Ich habe so viel Schweres, so viel unbeschreibliches Herzeleid erduldet, mich so durch die tiefste Seelennot durchkämpfen müssen, daß mir nun ein paar freundliche Lebensabendstunden zu gönnen sind und ich sie mir nicht unnötig durch Unannehmlichkeiten verbittern will.“

Verbrannte und
nicht empfangene
Briefe

Angeichts einer solchen Überraschung schrieb Overbeck Frau Förster zunächst überhaupt nicht mehr und ließ ihr dann, als sie weitere Zuschriften an seine Frau richtete, durch diese sagen (14. April 1894): „— — der Grund, weswegen mein Mann allerdings seine Korrespondenz mit Ihnen für gänzlich stillgestellt erachtet. Vielmehr läßt er Sie durch mich wissen, daß Ihre Verbrennung seines von Ihnen nicht, oder doch nicht selbst gelesenen Protestes gegen eine von Ihnen für angemessen gefundene Einmischung in seine persönlichsten Angelegenheiten sein ferneres Verhalten in dieser Korrespondenz bestimmt. Gegen die Vorstellung, die andere oder Sie selbst sich von der Form oder vom Inhalt dieses Protestes machen mögen, ist er sich zu vertreten durch Ihr Verfahren für immer außer Stand gesetzt. Denn er hat, auf solche Abenteuer seiner Antwort nicht gefaßt, keine Abschrift davon genommen. Er bittet Sie aber ablehnen zu dürfen, sich fernerhin auf die eigentümlichen Gefahren einer so einseitigen Korrespondenz, deren eine Hälfte kaum zur Kenntnis genommen wird und einfacher Vernichtung verfällt, einzulassen.“ Das war aber nur ein Streitpunkt unter mehreren. Frau Förster erklärte nämlich briefliche Anfragen für dringlich und sofortiger Antwort bedürftig, die Overbeck gar nie erhalten hatte⁷¹. Darauf

blieb Overbeck nichts anderes übrig als einen Briefwechsel von so fragwürdiger Form zu suspendieren; in seinem Auftrag erklärte Frau Overbeck Nießsches Schwester am 20. April 1894 folgendes: „Es scheint ein parti pris bei Ihnen zu sein, unsere Briefe, die Antworten sind auf Ihre Briefe und weiter nichts, nicht zu lesen; andererseits Äußerungen von uns uns vorzuhalten, wie z. B. in der von mir heute erhaltenen Karte etwas von einem „Feindsein“, dessen wir uns nicht im geringsten bewußt sind. Anfragen wie die von Ihnen auf derselben Karte genannten: „Ihr Vermächtnis an die Basler Universität, Heußlerschen Fond, etwaige vorhandene Schulden“ betreffend, sind niemals an meinen Mann gelangt. Ich habe die von Ihnen an ihn gerichteten Briefe des vorigen Jahres, vom 14. November, vom 20. November und 1. Dezember nochmals genau durchgelesen und nichts derartiges gefunden. Im Dezember ist meinem Manne mit Ausnahme eines von Ihnen einem Briefe Ihrer Frau Mutter an ihn angehängten Grußes, nicht eine Zeile weiter von Ihrer Hand zugekommen. — Soweit kann ich also Ihre Frage auf der heute empfangenen Karte, ob mein letzter Brief „endlich“ eine Antwort auf jene „5 bis 6 sachlichen Fragen von Anfang Dezember“ enthält, nur mit nein beantworten, da er sie auch beim besten Willen nicht enthalten konnte. Mit dieser Erklärung kann ich Ihnen nun anheimgeben, ob Sie dem angedrohten Entschluß Folge geben und meinen Brief vom 14. des Monats ungelesen lassen und vielleicht, wie früher einen meines Mannes vernichten wollen. Unserseits füge ich jedoch sofort hinzu, daß wenn Sie dabei bleiben mit unsern Briefen die einzig mögliche Grundlage einer vernünftigen Verständigung aus der Ferne zu beseitigen, auch wir auf Verständigung verzichten, und nun auch ich es tue. Solange von Ihrer Seite keine Anzeige erfolgt, daß jener mein Brief von Ihnen gelesen worden ist, hat überhaupt irgendwelche von ihnen an einen von uns beiden gerichtete Anfrage, insbesondere auch eine Wiederholung jener uns unbekannt gebliebenen Anfragen keine Aussicht auf Berücksichtigung.“ Unter diesen Entwurf schrieb Overbeck eigenhändig den Zusatz: „Vielleicht finden Sie mit der Zeit die Ruhe wieder, welche Ihnen mit uns einen Verkehr gestattet in den schlichteren Formen, wie wir sie wenigstens vorziehen würden, und in den rücksichtsvollern, die wir fordern müssen.“ In dieselbe Rubrik der geradezu lustspielartigen Mißverständnisse, von denen die Ent-

Notgedrungener
Verzicht auf
Verständigung

Gersdorffs
Niehsche-
resignation

stehung des Niehsche-Archivs begleitet war, gehört es, wenn Frau Förster (S. 16/17 ihrer Broschüre) ausführlich berichtet, Freiherr von Gersdorff habe Overbeck aufgebieten, gegen eine Schmähung Niehsches in den posthum veröffentlichten Briefen des Wiener Chirurgen Billroth Stellung zu nehmen. Die Briefe Gersdorffs an Overbeck liegen wie alle Briefe der Freunde vollständig vor: Gersdorff hat sich niemals über irgendwelche feindlichen Kundgebungen nach dem Tode Billroths an Overbeck gewendet, der von diesen Vorgängen überhaupt ohne Kenntnis geblieben ist. Ist Gersdorff wirklich im Archiv über ein Versagen Overbecks „ganz außer sich“ geraten, so muß er sich, freiwillig oder unfreiwillig, über irgend jemand lustig gemacht haben. Gersdorff war noch weit mehr als Rohde nicht gegen Niehsches Schicksal, aber gegen sein Lebenswerk indifferent geworden. Als Overbeck ihm sofort über die Turiner Katastrophe Mitteilung gemacht hatte, schrieb er ihm von Ostrichen den 13. Januar 1889: „Ich wage nichts mehr zu hoffen, als daß der Ärmste nicht viel und lange möge zu leiden haben“ und fügte am 13. Juli 1889 bei: „Was macht unser armer Freund Niehsche? Was für ein trauriges Ende! Etoile qui file, file et disparaît! Was werden die Menschen mit seinen Gedanken anfangen? Im besten Falle stehlen.“ Geringer kann man doch von Niehsches geistiger Nachwirkung nicht wohl denken! Gersdorff hat sich zu Overbeck nie anders als in freundschaftlicher und dankbarer Erinnerung geäußert, und diese selbe Erinnerung an die Zeiten von Basel und Bayreuth ließ Overbeck nach Jahr und Tag auf die erschütternde Nachricht von Gersdorffs gewaltsamem Ende das schöne Wort finden, wer ihn gekannt habe, für den spreche die von jenem gewählte Todesart „nicht gegen ihn, sondern er für sie“.

Nun hat sich Frau Förster vor Gericht durch die Unterschrift von Overbecks Witwe bestätigen lassen, die Zeitungsangriffe auf den toten Overbeck seien „herausgewachsen nicht etwa aus einer persönlichen Animosität“. Da möchte ich denn doch diesem in aller Form verbrieften und besiegelten Mangel an Animosität ein authentisches Schriftstück unterlegen: Im Frühjahr 1896, als sich das Archiv eines bereits mehr als zweijährigen Bestandes erfreute, sprach sich Frau Förster abfällig und erzürnt über das Ehepaar Overbeck im Gelzerschen Hause zu Jena aus; obwohl nun Professor Gelzer Overbeck keineswegs so nahe stand, um geradezu freundschaftlich für ihn zu empfinden, veranlaßte ihn

doch der Respekt vor Overbecks wissenschaftlichem und persönlichem Ansehen, Frau Förster derartige Äußerungen zu perwehren, worauf diese in einem Briefe an dessen Gattin ihre Vorwürfe schriftlich darlegte. Frau Geheimrat Gelzer hat mir aus freien Stücken Einsicht in diesen Brief gewährt und stellt mir auch anheim, ihn als an sie gerichtet im Wortlaut öffentlich bekannt zu geben. Der zweite Teil ist ausgefüllt von den Anklagen an Overbeck und lautet (22. März 1896):

„Dein lieber Mann deutet mir an, daß ihm Overbecks alles erzählt hätten, und er machte ein ganz mitleidiges Gesicht für Overbeck!! Wenn aber Dein lieber Mann die Wahrheit hörte und mit allen Belegen sähe, wie Overbeck mir gegenüber gehandelt hat, so würde Dein lieber Mann weiter nichts sagen als „die arme arme Frau Förster“, daß ich es bis jetzt nie gesagt habe, wenigstens nie ausführlich, wie schauerhaft sich Overbeck benommen hat, so nur deshalb, weil ich immer sage: die Frau ist es, die den Mann beherrscht, er kann nichts dafür. Ich kann Dir nur sagen, daß es eine empörende Grausamkeit von Overbeck war, mich arme Frau im Stiche zu lassen, die ich mich in der Angst meines Herzens in allen Schwierigkeiten mit der innigen Bitte an ihn gewandt habe: er möge dem Freund, seinem Werk, seinen pekuniären Verhältnissen hilfreich zur Seite stehen, und für all diese Bitten hatte er die kälteste Abweisung, nie ein Wort der Liebe und Freundschaft für meinen teuren Bruder, und nie ein Wort der Entschuldigung, daß er krank sei oder dergleichen. Sondern aus allem was er schrieb ging leider nur zu deutlich hervor: „laßt mich mit dem Namen Nießsche in Frieden.“ Das hat er aber nicht nur gegen mich, sondern auch gegen andere ebenso getan. Er hat meinen Bruder geradezu verleugnet. Peter Gast sagte im Herbst 1893: Overbeck will nichts mehr von Nießsche wissen. Bis, ja bis die andern Freunde sich so ausgezeichnet benahmen und all ihr Wissen und Können mir zur Verfügung stellten. Nun schämt sich Overbeck und tut als ob er nur deshalb nicht mittun könnte, weil ich sein zartes Gemüt gekränkt habe, aber die Sache ist geradezu umgekehrt: ich verlor endlich die Geduld, weil er sich zu feige, zu kläglich benahm, aber wenn jemand wüßte, wie ich mich in der Stille geängstigt und betrübt habe, weil ich all diese furchtbar schweren Verantwortung allein zu tragen hatte und wie ich durch das Benehmen von Overbeck allen Glauben an meines Bruders Freunde

„Die arme arme
Frau Förster“

„Dieses Juwel
Dr. Fritz Kögel“

verloren hatte und wie nur der edle Rohde und der tapfere Gersdorff mir ihn erst wiedergegeben haben, der würde begreifen, daß mir das Herz vor Zorn ordentlich schwillt, wenn ich an Overbeck denke. Ich habe mich um meines Bruders willen zu schlecht behandeln lassen. Hier war meine Demut nicht am Platze! Ich arme Frau war so weltfremd und wollte doch nichts als meines Bruders Werk so gewissenhaft wie möglich in seinem Sinne durchführen, ich quälte und ängstigte mich; ich meine mein hartes Geschick hätte ein wenig Hilfsbereitschaft verdient! Gewiß, mein Ruhm ist jetzt größer, da ich alles allein durchgesetzt habe, aber ich gäbe mit Freuden diesen ganzen Ruhm dahin, wenn ich sagen könnte: „seine Freunde haben diese herrliche Ausgabe gemacht.“ Das wäre im Stil meines Bruders! — Na schließlich bin ich es auch nicht, sondern ich fand nur dieses Juwel: Dr. Fritz Kögel, das ist mein einziges Verdienst! Und dieses Juwel wollte Overbeck nicht einmal empfangen, damit er nur ja nichts mit der Ausgabe zu tun hätte. Nein, bitte sage Deinem lieben verehrten Hausherrn: er möchte sein Mitleid für Overbeck sparen und mir es gönnen! Es ist ja wahr, daß schließlich auch diese Angelegenheiten sehr günstig für mich ausgegangen sind, aber darüber vergesse ich nicht die Angst, die ich inzwischen ausgestanden habe. Wie leicht konnte ich mich in dieser Ausgabe grenzenlos blamieren, und eine schauderhafte Blamage wäre es jedenfalls geworden, wenn ich mich an Overbecks Rat gefehrt hätte! Überhaupt alles wäre mißraten, wenn ich auf ihn gehört hätte. Als ich den Kampf mit dem Verleger hatte, stellte sich Overbeck, ohne die Sache irgendwie zu prüfen, sogleich auf die Seite des Verlegers, und mein Bruder wäre jetzt ganz unbemittelt, wenn ich mir nicht die grenzenloseste Mühe gegeben hätte, damals alle Irrtümer aufzuklären. Als ich den Kampf mit Peter Gast hatte, gab sich Overbeck wiederum nicht die geringste Mühe, die Sache zu untersuchen, sondern ohne jedes nähere Wissen dekretierte er: Peter Gast habe recht, ich unrecht. Und jetzt diesen Herbst tobte er gegen Peter Gast, — hätte Overbeck vor zwei Jahren die Sache ernstlich geprüft und Peter Gast klar auseinandergesetzt, so wäre jeder Bruch mit Peter Gast vermieden worden, aber er machte ihn nur verstockt — mehr als ich es je getan habe. Vor zwei Jahren hätte mir diese wohlbegründete gelehrte Entrüstung unendlich wohl getan, jetzt war sie überflüssig. Aber vor zwei Jahren hat Frau Over-

beck in München zu einem Herrn gesagt: „ich sei so albern, mich um Dinge zu kümmern, die ich absolut nicht verstehe.“ Aber siehe da, meine „Albernheit“ hat eine Musterausgabe zustande gebracht und entpuppt sich als peinliche Gewissenhaftigkeit. Und jetzt wieder im Herbst wende ich mich in der größten Angst wieder an Overbeck, damit das Archiv und die Gesamtausgabe nach meinem Tode nicht in falsche Hände komme. Er stellt sich sogleich auf meiner Mutter Seite und verhinderte dadurch den Abschluß mehrere Wochen lang. Aber das Schicksal kehrt sich nicht an den kläglichen Overbeck und seine Frau und gibt mir immer den Sieg. Übrigens hätte ich die Sache mit O. nicht selbst erlebt, ich würde sie nicht für möglich halten!! Ich sagte ihm auch: die Person, die ich in meiner Erinnerung als „Prof. Overbeck“ gekannt habe, sei etwas so vollkommen anderes als wie ich ihn jetzt kennen lerne, daß ich gar nicht wisse, wen ich vor mir habe. — Na ich höre endlich auf, liebstes Herz! Ich bin von beiden Overbecks zu schlecht behandelt worden, aber es kommt auch mein Tag! — Mit den allerzärtlichsten Grüßen an Deine Lieben Deine alte treue Elisabeth F.=N. (augenblicklich racheeschnaubend).“

„Augenblicklich
racheeschnaubend“

Daß Overbeck es aber zu keinem Ausbruch irgendeiner Feindschaft, ja nicht einmal zum dauernden Abbruch der Beziehungen mit Frau Förster kommen ließ, ja daß er ihr sogar auf ihr dringendes Anliegen noch eine mündliche Konferenz gewährte, darf doch gewiß als Beweis für seine Besonnenheit und überlegende Langmut gelten. Je mehr Frau Förster mit dem Plane einer Biographie ernst machte, desto mehr mußte sie inne werden, wie sehr sie eben doch in einigen Hauptstücken auf Overbeck angewiesen war. Nach fünfvierteljährigem Stillstand jeglichen Verkehres erhielt Overbeck Anfang September 1895 aus Turin eine Zuschrift, in der ihm Frau Förster ihren bevorstehenden Besuch in Basel ankündigte; Overbeck befand sich aber damals in Dresden. Sie versuchte nicht ohne Erfolg Overbeck bei seiner Ritterlichkeit zu fassen und gab ihm zu verstehen, er möchte sich doch um Nietsches Schwester ein bißchen kümmern, und bedenken, was für eine von allen Seiten verwöhnte Frau sie sei. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft in Leipzig, zu der sich Overbeck einfand. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses für seine Beziehungen zum Nietsche-Archiv setzte er sich gleich nachher hin, um für seine Privat Zwecke ein Protokoll davon auf-

zuzeichnen. Wir geben hier dessen Anfang, um eine Probe davon zu bieten, im Wortlaut wieder:

Die Zusammenkunft in Leipzig

„Zusammenkunft mit Frau Dr. Förster. Donnerstag, 19. September 1895. In Leipzig, Roßstraße 14, im evangelischen Vereinshaus

von 3 Uhr bis nach 6 Uhr.

Sie, prachtvoll in schwarzer, modisch aufgebauschter Seidenrobe angetan auf dem Sofa thronend, sucht uns nach freundlichster Begrüßung — unter bekümmelter Niobemiene — über die Pein des ersten Moments mit einem Redeschwall wegzubringen — Taschentuch bereit für eventuelle Tränen! — Worunter auch ein Vortrag über den neuen Gebrauch von Chloral in Verbindung mit Alkohol. Wir kommen damit zur ersten direkt mit unserm Hauptgegenstand in Zusammenhang stehenden Frage: Wann ich zuerst etwas davon bemerkt, daß Nietzsche Chloral oder dergleichen nehme.“⁷² Laut Overbecks Aufzeichnungen lief das Resultat jener Zusammenkunft seinerseits auf die Erklärung hinaus, „der Biographin Nietzsches mit Auskunft auf bestimmte an mich gerichtete Anfragen stets bereit zu sein. Sonst verbat ich mir jede mit direkter Einmischung in meine persönlichen Angelegenheiten verbundene Berücksichtigung meiner Person in der Biographie und haute mit Beziehung auf den nahe bevorstehenden Besuch bei Frau Pastor N. in Naumburg jeder Berührung mit dem Archiv vor. Dr. Kögel betreffend, war ich ohnehin schon bisher prinzipiell jeder durch Frau Dr. Förster vermittelten Anbahnung unserer Beziehungen ausgewichen.“

Overbecks Besuch in Naumburg

Fünf Tage später, am 24. September, fand Overbecks Besuch in Naumburg statt. In das Archiv hatte er keinen Fuß gesetzt, er war nur zu Nietzsche und dessen Mutter gekommen. Damals hat er den Kranken zum letztenmal gesehen. Für die Folgezeit gelang es ihm aber nicht, seinem Wunsche entsprechend, von den Angelegenheiten des Archivs nicht behelligt zu werden und sich mit seinen Freundschaftsgefühlen mit Nietzsche still abseits zu halten. Es war also vorauszusehen, daß, wenn seine Beziehungen zum Archiv nicht von nun an gänzlich unterbleiben konnten, sie sich dann ganz sicher nicht verbesserten. Mit der für die spätere gesellschaftliche Entwicklung des Archivs entscheidenden „Neuordnung“, die sich noch in jenem Herbst 1895 anbahnte und über dem wochenlangen, hartnäckigen Widerstande der Frau Pastor erst gegen Ende des Jahres zur Vollziehung gelangte,

hat Overbeck nichts zu tun gehabt. Vorher hatte die lebhafteste Phantasie der Frau Förster bei dem Einfall verweilt, es sei Ehrensache, die von Basel Niehsche nach seiner Amtsniederlegung zugeflossenen Zuwendungen durch entsprechende Gegenstiftungen zu erwidern; ihr Gedanke, mit dem Verzicht auf einen weiteren Bezug des Basler Ehrensoldes die sämtlichen nachgelassenen Handschriften ihres Bruders der Universität Basel zu stiften, nahm keine irgendwie greifbare Gestalt an; rätselhafte Andeutungen an Overbeck und Anfragen beim damaligen Rektor der Universität, der sich dann zuständigen Ortes nach Niehsches materiellen Verhältnissen vertraulich erkundigte, führten dazu, die Pension nach wie vor Niehsche als erkranktem Basler Emeritus zukommen zu lassen; über die Annahme oder Ablehnung einer Niehsche betreffenden Gedächtnisstiftung kamen die einschlägigen Behörden gar nicht in die Lage schlüssig zu werden. Nach Frau Försters eigener Darstellung (S. 17—20 ihrer Broschüre) hingen derartige Pläne, die Verwaltung von Niehsches Hinterlassenschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, mit der Befürchtung zusammen, Niehsches Mutter sei der Verantwortung, die ihr als Vormünderin des Sohnes in dieser Hinsicht zustehe, nicht gewachsen. Da also Overbeck in diesen Dingen nicht nur für seine eigene Person auf der Hut zu sein, sondern auch auf die Mitleidenschaft dritter Personen Rücksicht zu nehmen hatte, konnte es ihm natürlich nicht einfallen, solche in den abenteuerlichen Anfangsstadien stecken gebliebenen Großmutsanwandlungen von Niehsches Schwester ernst zu nehmen und gar sich zu deren Fürsprecher an amtlicher Stelle aufzuwerfen. Unter den zahllosen Verdächtigungen, denen er zum Opfer gefallen ist, ist vielleicht die unglaublichste, Overbeck hätte auch nur die geringste Veranlassung gegeben, das Andenken von Niehsches Mutter, als eines nachträglichen Schutzes bedürftig erscheinen zu lassen (S. 37 und 38 der Broschüre „Das Niehsche-Archiv“, Schluß der Anmerkung). Overbeck hat das Vertrauen der schlichten alten Dame in hohem Maße besessen; in mancher Stelle ihrer vierteljährlichen Briefe hat sie ihm ihr beschwertes Herz von Grund aus ausgeschüttet. Wie aus den mitgeteilten Stellen hervorgeht, besaß sie eine natürliche Gabe für scharfe Beobachtung und treffenden sprachlichen Ausdruck. Ihr Neffe gibt bekannt („Das Niehsche-Archiv“ S. 79): „Sie hat nie das Bedürfnis empfunden, ihre Fähigkeiten aktiv zum Ausdruck zu bringen; nur gegen

Die Basler
Pension und
angebliche
Stiftungspläne

das Ende ihres Lebens begann sie, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Übrigens waren einfach ihre Vorbildung und die von ihrer Umgebung ausgehenden Anregungen (wenigstens in ihrer Jugend) nicht derart, daß ihr das Hervortreten mit eigenen Gestaltungen natürlich erschienen, überhaupt nur nahegelegt worden wäre." Hierbei wird aber verschwiegen, daß Frau Pastor Niehsche wenigstens in einer Hinsicht allerdings ein ausgesprochenes Bedürfnis nach schriftstellerischer Äußerung verspürt hat, in Hinsicht auf die Lebensgeschichte ihres Sohnes. Sie hat die beiden ersten Bände der Tochterbiographie erlebt; in mancher Beziehung wäre sie zur Kritik kompetent gewesen. Sie schreibt an Overbeck über die Darstellung der Jugendgeschichte (den 8. Juli 1895): „Meine Tochter schwelgt jetzt in der Anerkennung der Biographie, welche ihr von allen Seiten zuteil wird und auch Ihnen gefallen hat, wenn ich auch gern gehört hätte, was Ihnen nicht gefallen hat, wer weiß, ob wir nicht übereinstimmten, auch unser guter Doktor hat dasselbe Urteil.“ Frau Pastor N. war von diesem ersten Teil so wenig erbaut, daß sie sich mit dem Gedanken einer von ihr zu verfassenden Gegenschilderung ernstlich getragen hat;

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Der Ausfall einer solchen wertvollen Ergänzung ist um so aufrichtiger zu beklagen, je mehr sich die Verdachtgründe gegen eine allzu reichliche Subjektivität selbst der Jugendbeschreibung mehren (vgl. S. 61 dieses Bandes). Über das Erscheinen des zweiten Teiles der Biographie erzählt sie Overbeck am 31. Dezember 1896: „Sie (Frau Förster) war so glücklich, den zweiten Band der Biographie in die Welt geschickt zu haben, wird aber gewiß einen schlimmen Wagner-Anhänger-Kampf zu bestehen haben. War in dieser wie in manch anderer Beziehung überhaupt eine derartige Detaillierung nötig? Ich habe nur wenig davon gelesen, dann bin ich nicht mehr stark genug, ohne mich aufzuregen beim Lesen. . . Mir selbst geht es nicht besonders, mag es das Alter und so vieles sein, was das Leben mir gebracht, ich fühle mich müde!“ Es hat Niehsches Mutter an Selbständigkeit im Urteil und Auftreten nicht gefehlt, sie vermochte aber gegen die Tochter nicht aufzukommen. Frau Förster selbst erwähnt zwei Läger, von denen sich das eine um ihre Mutter, das andere um sie selbst

gebildet habe, und spricht von einem wunderlichen Kampf, durch den die Mutter und sie „ungefähr zwei Jahre lang geplagt und gegenseitig feindlich gestimmt“ worden seien. Sie erzählt von der Notwendigkeit, weshalb jede Verfügung über die Manuskripte der Mutter entzogen und ausschließlich in ihre Hände gelegt werden mußte, und teilt auch eine offiziöse gleichzeitige Erklärung aus der Feder Kögels mit („Das Nietzsche-Archiv“ S. 17 bis 20). Über diese Vorfälle wurde Overbeck damals durch sich überstürzende Briefe der Frau Pastor ausführlich auf dem Laufenden gehalten. Ich verzichte darauf, ihren Inhalt, zu dem auch die namhafte Erwähnung der Frau Förster damals sekundierenden Persönlichkeiten gehört, des näheren hier wiederzugeben. Ich stelle aber fest, daß Frau Pastor N. die von ihr geforderte Namensunterschrift als eine ihr gewaltsam abgerungene ansah, (im Briefe vom 26. Dezember 1895): „So kam denn anderen Tages mit meiner Tochter der Notar hierher, weil ich leidend war und habe die mir blutsauer gewordene Unterschrift getan.“ Frau Förster meint (S. 20): „Späterhin ist unsere liebe Mutter ganz glücklich gewesen, daß sie durch dieses Arrangement aller Verantwortung für den Nachlaß überhoben worden war. Frau Pastor N. schreibt Overbeck am 2. April 1896: „Das Ganze ist eine Komödie, aber man muß zum schlimmen Spiel gute Miene machen, wenn man sich nicht die wenigen Jahre, welche einem vielleicht noch beschieden sind, verderben will und will mich mit daran freuen, wenn alles glückt.“ Nachdem es nun Frau Förster geraten war, den Widerstand der Mutter zu brechen, scheint sie nicht gezweifelt zu haben, sie werde mit Zeit und Gelegenheit auch Overbeck ihren Absichten und Wünschen gefügig zu machen vermögen. Wie wenn nichts geschehen wäre, fing sie mit ihren Freundlichkeiten von vorne an. Sie trachtete gewiß ernstlich, aber eben unter dem schlecht verhehlten Zwang ihrer Zwecke, die Beziehungen zwischen Overbeck und ihr zu verbessern; statt dessen verschlechterten sie sich immer mehr infolge weiterer „Zumutungen“, wie Overbeck die noch folgenden vom Archiv an ihn ergehenden Anfragen nannte. Gelegentliche Höflichkeitsaustausche, so seine Kondolation zum Tod der Mutter (20. April 1897) oder die eigenhändige Dedikation von Nietzsches Gedichten durch Frau Förster „mit den herzlichsten Grüßen“ vermochten hier nichts zu ändern.

Der Verzicht der Mutter auf den Besitz des Archivs



on den Zwischenfällen der zehn Jahre 1895–1905 ist zu erwähnen das Ansinnen des Archivs, Overbed möge seine Briefe, die Nießsche an ihn gerichtet hatte, dem Archiv zur wissenschaftlichen Durcharbeitung überlassen. Nun wußte aber Overbed hinreichend, sowohl was Wissenschaft war, als was er von der angeblichen Betätigung dieser seiner eigensten Lebensgewohnheit im Nießsche-Archiv zu halten hatte; außerdem war er gerade in diesem Punkt von Rohde gewarnt worden. Rohde hatte es Overbed direkt als „Unsinn“ bezeichnet, daß Frau Förster stets so sehr auf die Kenntnisaufnahme der Brieforiginale dringe, es ihr also nicht so sehr auf den Inhalt ankomme, als auf eine Erforschung der äußeren Briefmerkmale (Tinte, Papier, Handschrift), zu Datierungszwecken. Wenn auch damit Rohde die sachliche Begründetheit des im Archiv erstrebten methodischen Vorgehens unterschätzt haben mag, da es auf inhaltliche Vergleichen des abgeschickten Briefes mit der entsprechenden Konzeptstelle der Notizbücher abgesehen war, — so waren doch die Rohdeschen Äußerungen für ihn jedenfalls nicht ermunternd. Und überdies besaß ja das Archiv bereits an den ihm eigenen ererbten und zusammengekauften Briefschätzen eine beträchtliche Forschungsbasis, um durch Stellenvergleichen die Notizbücher, in denen die Konzeptstellen zwischen andere Entwürfe verstreut waren, richtig zu datieren. Die sehr zahlreichen Briefe an Mutter, Schwester und Peter Gast konnten da, nachdem auch die Rohdeschen verglichen waren, von andern zu schweigen, doch gewiß schon sehr viel ausrichten. Wenn nun Overbed nach Jahr und Tag immer wieder um die Briefe gebeten wurde mit der ausdrücklichen Versicherung, es sei dem Archiv durchaus nicht um die Kenntnis des Inhalts zu tun, vielmehr lediglich um jene Feststellungsmöglichkeiten, so mußte er nach dem, was er von Rohde wußte und auch sonst sich etwa zusammenreimen konnte, den auf Herausgabe seiner Briefe bezüglichen Anfragen gegenüber verdrossen und mißtrauisch werden. Angesichts der ungeheuerlichen Behauptung der Frau Förster (Neue Zürcher Zeitung, 2. Oktober 1905), Overbed habe sich deshalb geweigert seine Briefe zu leihen, damit sich das Nießsche-Archiv in der Gesamtausgabe einiger Irrtümer schuldig machen sollte, ist auf die Erklärung Overbeds an Peter Gast, der kurz vor Nießsches Tod wieder ins Archiv eingetreten war, zu verweisen (vom 11. Sep-

tember 1901): „Der Schatz meiner Nietzsche-Briefe bleibt mein ausschließliches, persönliches Eigentum. Was ich ihm nicht um meinetwillen, sondern um seinetwillen schulde, nämlich Erhaltung für die Mitwelt, weiß ich vollkommen, dazu brauche ich aber jenes Archiv nicht — ihn anderweitig zu versorgen, habe ich die ersten Schritte schon getan — das Nietzsche-Archiv ist vielmehr der letzte Ort der Welt, dem ich ihn überlassen werde. Es bleibt aber noch heute dabei, daß ich gegen Frau Förster und das Archiv insbesondere aus meinen Nietzsche-Briefen auf jede einzelne und bestimmte an mich gerichtete Anfrage zur Auskunft erbötig bin. . . . Im übrigen soll gegenwärtige Aufrechterhaltung meiner alten Dienstwilligkeit nur die Unbequemlichkeiten, welche mein ganzes Verhalten zu Frau Förster für sie als Prophetin ihres Bruders vor der Öffentlichkeit haben mag, nach Möglichkeit beschränken. Ich bin ihr Feind nicht und will es nicht sein. Indem ich ihr und dem Archiv meine Nietzsche-Briefe für immer und vollständig vorenthalte (nicht ein Stück ausgenommen), verfolge ich nur die Absicht . . . von mir jede Möglichkeit eines persönlichen Konflikts so gut, und solange es noch geht, fern zu halten. . . . Das ist es, was ich Ihnen als derzeitigem von der Stifterin anerkanntem Leiter des Nietzsche-Archivs und zu jeder Ihnen gutdünkenden Weiterbeförderung an Ihre Auftraggeberin hier mitteile. Mit Anrufung unserer alten Freundschaft bitte ich zugleich dringend darum, mir in dieser Angelegenheit des Archivs endlich Ruhe zu schaffen, dem ich diese möglichst wenig zu stören unablässig eingedenk bin.“

Harmloser waren die Berührungen mit dem Archiv, sofern sie Overbecks Initiative entsprangen. Er meldete sich aus Anlaß des ihm zugesandten Nachberichts von Dr. Arthur Seidl zum 8. Band mit seinem Ausweis als Empfänger der Jakob Burckhardt zugeschriebenen Widmungsverse zu „Menschliches, Allzumenschliches“ (vgl. Anmerkung 36).

Overbecks
Interesse am
Archiv

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Er selber lag freilich im Zwiespalt mit sich selbst. Ein

Das Vorwort zu
Oberbecks
Nietzsche-
Erinnerungen

Blatt vom 2. Mai 1899, das als Vorwort zu gelten hatte, lautet:
„Ob ich je noch dazu komme, mich über Nietzsche öffentlich auszusprechen? Ich bin nicht unempfindlich gegen die Macht der Triebfedern, die es mir als unerlässliche Pflicht aufzuerlegen scheinen: Freundschaft und Dankbarkeit. Nur arbeitet leider eine nicht minder zwingende Not zur Zeit besonders dagegen. Ich bin mit mir selbst noch viel zu beschäftigt, als daß ich mich mit andern zu beschäftigen vermöchte. Über sechzig Jahre alt, wie ich gegenwärtig bin, habe ich kaum noch Aussicht, alles, was mir da zur Bereitschaft noch fehlt, nachzuholen. Je weniger z. B. ich so zu sagen für Nietzsche noch Zeit habe, am allerwenigsten könnte ich bei der Beschäftigung mit ihm der Aufzeichnungen über das mit ihm Erlebte entraten, die mir übrigens für mich selbst, so auch für ihn, noch so gut wie ganz fehlen. Ich tue in der Sache wirklich nicht, was ich will, sondern was ich kann. Was ich da tue und lasse, mögen andere, die sich dazu berufen fühlen, würdigen, meinerwegen muß ich sie da loslassen, ganz sich selbst überlassen. In dieser Hinsicht etwas zu vertreten, habe ich vollends keine Zeit mehr. Der Freund nehme auf jeden Fall alles was geschieht und unterbleibt als sich dargebracht an, er geht auf keinen Fall leer aus, und wer sonst ganz leer ausgeht, kann mir gleich sein. Mit mir selbst fertig zu werden, geht seinerwegen und meinerwegen natürlich voran und ist für mich nicht weniger problematisch als für ihn.“ Fünf Jahre später, am 24. Oktober 1904, schrieb er: „Ich habe ernstere Gründe, zu meinen, daß ich an der Schwelle meines Lebensendes stehe, als daß mich die Meinung anderer Leute darüber noch groß zu bekümmern hätte, und so ist mir denn selbst nicht unüberwindlich geworden, fast mich daran zu gewöhnen, als toter Mann behandelt zu werden.“ Oberbecks Aufzeichnungen über Nietzsche erfolgten in zwei Anläufen; das erste Mal wollte Oberbeck für Gast, dem er seine Nietzsche-Briefe zu vermachen gedachte, einen persönlichen Kommentar zu diesem Vermächtnis anfertigen, wurde dann aber unmittelbar darauf durch Gasts unerwartete Schwenkung von diesem Vorhaben abgebracht; dann war es wieder das Erscheinen des Schlußbandes der Schwesterbiographie, die ihm abermals die Feder in die Hand drückte. Aus dieser Doppelserie meist kurzer, nur durch alphabetische Stichworte lose zusammengehaltener Notizen konnte nach durchgreifenden Leitgedanken ein Heft Erinnerungen zurechtgerückt wer-

Zwei Serien
1900/1901
1904/1905

den, selbstverständlich nur durch Schiebung und etwa notwendige Kürzung, jedoch natürlich ohne Eingriff in den Wortlaut. Was diese Blätter auch zu wünschen übrig lassen — eine kalte Hand hat sie nicht beschrieben. Als Overbeck mir im Januar 1902 eine erste Partie davon vorlesen wollte, kam er keine dreißig Zeilen weit. Bei den Worten: „— für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, —“ brach er, von einer übermächtigen Erregung am ganzen Leibe geschüttelt, in ein heftiges Schluchzen aus, warf das Papierhäufchen mit einem Ruck auf den Tisch und stammelte: „Ich bin's nicht imstande.“

„Nietzsches Tod“

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Die Nachricht von Nietzsches Tod traf Overbeck auf Drei Ähren in den Vogesen. Am Todestage selbst suchte ich ihn und seine Gattin dort auf, und am andern Morgen lasen wir die Mitteilung in der Frankfurter Zeitung, wie auch zwei Tage später über die Totenfeier in Weimar und über die Bestattung in Röcken.⁷³ Außerdem trafen damals mehrere telegraphische und briefliche Anzeigen und Einladungen vom Archiv an Overbeck ein, allerdings durch den Umweg über Basel verspätet, so daß seine Teilnahme an der Beisetzung kaum noch zu bewerkstelligen gewesen wäre, auch wenn ihn nicht innere Gründe davon abgehalten hätten. Dafür wurde mir das Glück zuteil, an jenem herrlichen strahlenden Sommersonntag des 26. August gemächlich mit Overbeck durch die Wälder zu spazieren und ihn frampflos, ruhig mir den ganzen Tag von Nietzsche erzählen zu lassen. Dabei ereignete sich folgender heiterer Zwischenfall. Die Kunde

II 27. C. M. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche.

vom Ableben hatte sich mit dem Gerücht von Overbecks Freundschaft mit Nietzsche unter den Gästen des Hotels verbreitet, unter denen sich auch ein hochgestellter süddeutscher Beamter mit seiner schwerhörigen Gemahlin befand. Während wir nun geruhlos auf einer durch Gebüsche versteckten Aussichtsbank saßen, spazierte das geheimräthliche Ehepaar im Rücken an uns vorbei und führte ohne eine Ahnung unserer Zuhörerschaft etwa folgendes Zwiegespräch: — „— Ja, und dann hat er e wüschte Schrift gschriebe geges Christedom — und dann isch er e Narr worde.“ — „Ha ja,“ respondierte der andere Teil, „darum isch er e Narr worde.“ —

Overbecks Rückblick auf den franken Freund

Overbecks vier
letzte Wiedersehen



ie besonders ergreifenden Eindrücke, die ich, von drei unserer letzten vier Wiedersehen davongetragen habe, die sämtlich der Periode, da bei Nietzsche der Wahnsinn schon ausgebrochen war, angehören, beziehen sich auf folgende Erlebnisse:

1. Der Augenblick unseres ersten Wiedersehens in Turin (8. Januar 1889). Ich trete in sein Zimmer ein, erblicke ihn mit einem Blatt in der Hand, in halb liegender Stellung auf seinem Sofa und eile auf ihn zu, auch er erblickt mich, bevor ich ihn erreicht, springt heftig auf, stürzt mir entgegen, wirft sich in meine Arme und bricht in einen konvulsivischen Strom von Tränen aus, sonst, bis auf die wiederholte, verzweifelt zärtliche Nennung meines Namens, keiner andern Sprache mächtig, als des Zitterns aller seiner Glieder, das immer wieder in leidenschaftliche Ausrufungen auslief. Ich hatte mich nur auf den Beinen zu erhalten und auf die Wiedergewinnung meiner Fassung bedacht zu sein, um ihn sanft und sicher auf seinen Sitz zurückzuführen, was alles flüchtig mißlungen wäre, wenn für mich schon die Möglichkeit bestanden hätte, den Augenblick zu übersehen und ihn als das krampfartige flüchtige Wiederaufleben einer in Nietzsche erloschenen Menschlichkeit zu erfassen, das er in Wirklichkeit war, und als welcher er mir nur zu bald auch zu dämmern wenigstens begann, aber nur sehr allmählich in nachträglicher Erfahrung ganz aufging. Wir saßen nun nebeneinander auf dem Sofa, ich in gewissem Sinne wohl auch wieder aufatmend, doch in anhaltendster, peinlichster Spannung, Nietzsche sich allmählich wieder

beruhigend, doch wozu sich „beruhigend“? Zum Zustande von Tobsucht, der ihm zurzeit habituell war, und den nur jener erste Augenblick des Wiedersehens in so wunderbarer Weise niedergehalten hatte.

Die Beruhigung
in Turin

2. Nietzsche war, für mich unsichtbar, acht Tage der Insasse des Basler Irrenhauses gewesen, als er am Abend des 17. Januar sich mit seiner Reisebegleitung auf dem Zentralbahnhof einfand, um nach Jena geschafft zu werden. Auch ich war auf dem Bahnhof und beschloß, mich ihm vor der Abreise noch zu nähern. Kurz vor Abgang des Zuges begab ich mich in sein Kupee. Soeben war Nietzsche auf mein Erscheinen vorbereitet worden — daß er mich erkannt hätte, gestattete die Beleuchtung im Wagen schon kaum, — wiederum erhebt er sich, um mich stürmisch an sein Herz zu drücken, und mich stöhnend zu versichern, daß ich „der Mensch gewesen wäre, den er am meisten geliebt hätte“. Was ich dann später vom weiteren Verlauf der Reise hörte, überzeugte mich vollends, daß es sich bei Nietzsche nur um ein ebenso leidenschaftliches als vorübergehendes Aufflackern der Erinnerung gehandelt hatte.

Das Geständnis
auf dem Basler
Bahnhofs

3. Unter total veränderten Umständen wurde ich denn bei unserem nächsten Wiedersehen auch in entsprechend verschiedener Weise der Anhänglichkeit Nietzsches inne. Dieses Wiedersehen fand im Februar 1890 in Jena statt, als Nietzsche in der Pflege des dortigen Irrenhauses zwar nicht seinen Verstand, aber doch Befreiung vom Zustand eigentlicher Raserei wiedergefunden hatte, in den er beim ersten Ausbruch seines Wahnsinns geraten war. Mit Erlaubnis des Arztes konnte ich mit ihm nun außerhalb des Irrenhauses stundenlang verkehren, zusammensitzen, essen, und selbst in der Nähe der Stadt allein spazieren gehen. In diesem Verkehr hätte ein uns ganz fremder Dritter, abgesehen von einigen Narreteien in Nietzsches Gebaren — bei Tische oder draußen auf der Straße, wenn er nach Hunden oder selbst Menschen, die plötzlich auftauchten, zu schlagen suchte u. dergl. — kaum zu irgend welchen befremdenden Beobachtungen Anlaß finden mögen. Für ihn konnten wir zwei alte Freunde sein, und nur ich wußte, daß unser Verkehr nur noch ausschließlich von einer Vergangenheit lebte. Nietzsche hatte mich sofort bei unserer ersten Begegnung in der Wohnung seiner Mutter in Jena begrüßt, als hätte nichts unsere alten Beziehungen erschüttert, und so ging es bis zu meiner Abreise von Jena. Nietz-

Der Besuch in
Jena

Das hinter den
Wahnsinns-
ausbruch zurück-
gedrängte Ge-
dächtnis

sches Mittheilung war in unsern Gesprächen fast nur gesteigert, aber ihren Inhalt schöpften diese Gespräche fast ausschließlich aus der Zeit vor Ausbruch seines Wahnsinns. Meinerseits fehlte es nicht an Versuchen, seine Gedanken auf seine jüngsten Erlebnisse zu lenken, aus denen mich besonders sein erst vor kurzem abgebrochener Verkehr mit dem Dr. Langbehn interessierte. Vergebens: Wohl verstand sich Nietzsche zuweilen, und dies auch ohne Veranlassung durch mich, zu verworrenen Mittheilungen über seine gegenwärtigen Erlebnisse, z. B. über seinen Verkehr im Irrenhause, von dem ihm Bewußtsein durchaus nicht fehlte, im ganzen schien er Erinnerungen aus seiner jüngsten Vergangenheit gar nicht zu haben, bisweilen ihnen wie geflüchtend auszuweichen — den Dr. Langbehn z. B. wollte er kaum überhaupt gekannt haben; worüber wir uns, und zwar ganz in der alten vertraulichen Weise, unterhielten, stammte so gut wie ausschließlich aus der hinter jenem Moment des Wahnsinnsausbruches liegenden Vergangenheit. Zwar waren die Erinnerungen auch aus dieser Zeit bei Nietzsche nichts weniger als zuverlässig, so detailliert und scheinbar sicher sie sich auch gaben. Denn mit denen, die auffallend bestimmt luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Theil selbst ganz phantastischer Art waren. Aber im ganzen ließ sich sagen, daß Nietzsche aus jener hinter dem Moment seiner Geisteszerrüttung liegenden Periode noch einen bedeutenden Schatz von wirklichen Erinnerungen hatte, und über diesen ganz unbefangenen verfügte, während was jünger war, für ihn gleichsam wie erloschen war, ja gleichsam nie von ihm erfaßt worden zu sein schien. Unter diesen Umständen gestaltete sich unser Verkehr damals — er währte drei Tage — so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte. Ich war auf dem alten ein, d. h. bis zum Ausbruch seines Wahnsinns gemeinschaftlich bewohnten geblieben, Nietzsche befand sich auf dem neuen, wir konnten uns aber nur noch über Dinge austauschen, die jener früheren Periode angehörten, und auch von diesen hatte Nietzsche nur noch gebrochene Erinnerungen. Unter diesen veränderten Bedingungen aber verkehrten wir, als wäre zwischen uns nichts geschehen, als die alten Freunde. Als Beispiel aus diesem Verkehr erwähne ich nur die Besprechung der Rückkehr Nietzsches in seine Basler Stellung, auf die er immer wieder zurückkam, indem er seiner Wiederherstellung nahe zu sein wähnte. Mir

schon damals ein besonders starkes Symptom seiner Geistes-
 zerrüttung, wenn ich bedachte, welches Gewicht er in seinen noch
 gesunden Tagen seit Jahren darauf gelegt hatte, sich aus jener
 Stellung herausgelöst zu haben! Demnächst trat mir als solches
 Symptom in unsern damaligen Gesprächen der Umstand entgegen,
 daß sie sich meist auf äußere Verhältnisse Nießsches bezogen,
 daher auch vornehmlich Personen, zu denen Nießsche Beziehungen
 gehabt hatte, betrafen (Wagner u. a.) und hier nun jene wunder-
 bare Mischung von Helligkeit und Verworrenheit der Erinnerung
 zeigten, während Nießsche auf seine Schriften und zumal auf
 die noch unerledigten schriftstellerischen Pläne, welche die ihn
 jedenfalls ganz absorbierende Sorge seiner letzten hellen Tage
 gewesen waren, kaum je sich einließ. Nicht zwar, daß es auch
 in den hier beschriebenen Unterredungen in Jena an Geistes-
 blitzen gefehlt hätte, die an Nießsches höchste Aspirationen noch
 erinnern konnten, manches vielmehr überraschte mich damals
 in diesem Sinne; im ganzen war dergleichen auffallend spärlich
 geworden, und ich hatte den Eindruck, als könne sich Nießsches
 Geist nur noch ausnahmsweise erheben, ohne ins Phantastische
 sich zu verlieren, während ich dem übrigen ganzen Tenor seines
 Gebarens überhaupt nur noch den Grundzug einer bis zur
 Herabstimmung oder Erschlaffung gehenden „Beruhigung“ ab-
 nahm. Auch zeigte Nießsche jetzt keine Spur von jener in Turin
 an den Tag gelegten Widerspenstigkeit, da er vielmehr nun
 auch für mich bei allen schon erwähnten Narreteien sich lenk-
 sam wie ein Kind zeigte — besonders dadurch, daß die Richtung
 seiner Gedanken sich sofort verrücken ließ und jedem andern, der
 mit ihm zu tun hatte, sofort preisgegeben war, — insbesondere,
 ganz gegen meine nur vor der Erfahrung weichende Besorgnis,
 sich auch, bei unserer etwa auch erst gegen Abend erfolgenden
 Rückkehr vom Spaziergang, ohne die geringste Schwierigkeit seinem
 Quartier im Irrenhaus wieder zuführen ließ. So ist mir denn,
 wenn auch erst in spät nachträglichem Rückblick auf meine Erleb-
 nisse mit Nießsche, auch dieses mein drittes Wiedersehen mit
 ihm seit seiner Geistesumnachtung erschienen als ein Anzeichen
 dafür, wie nachhaltig zugetan er mir war. Freilich als ich nach
 Ablauf der zu meiner damaligen Reise nach Jena benutzten Fast-
 nachtsferien wieder heimkehrte, waren es ganz andere und viel
 traurigere Eindrücke, die mich ganz einnahmen, als der der noch
 bestehenden Quasi-Integrität unserer Freundschaft. Doch wie dem

Das mangelnde
 Freiheitsgefühl
 des Kranken

Nießsches
 kindliche
 Sentimentalität

auch sein mag, auf jeden Fall war der Eindruck der letzte seiner Art, den ich überhaupt noch haben sollte. Ja ganz entgegengesetzter Art war derjenige, der mir aus dem vierten und letzten Wiedersehen mit Nietzsche, das mir noch beschieden gewesen ist, zuteil wurde. Von diesem letzten Wiedersehen noch ein Wort.

Der Abschied in
Naumburg

4. Von 1890—1895 sah ich Nietzsche nicht wieder, und die Quellen, welche mir noch unmittelbare und authentische Kunde von seinem Ergehen vermittelten, beschränkten sich auf die Berichte seiner ihn pflegenden Mutter und die zufälligeren, sel-
tenen und wenig ergiebigen, die Köselitz dazu zu tun in der Lage war. Auf der Rückreise von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Sachsen besuchte ich von Leipzig aus am 24. September 1895 Frau Pastor Nietzsche in Naumburg, bin dort mehrere Stunden ihr Gast und sehe dabei auch ihren Sohn wieder. Welch fürchterliche Veränderung war mit Nietzsche seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wieder-
erkannt, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft, wobei ich mich scheute, meinen Zweifel durch Erkundigungen bei der armen Mutter zu be-
seitigen. Diese selbst hatte nur noch bis zum April 1897 zu leben. Seitdem blieb ich persönlich vollkommen abgeschnitten und auf die Berichte der Zeitungen und, um von sonstigem Gerede nichts zu sagen, auf Köselitzens spärliche Meldungen reduziert. Ich lasse jeden andern mit sich ausmachen, was er von Nietzsche hält, lediglich um den eigenen Besitz des Andenkens bekümmert, den er mir an sich hinterlassen.

Oberbeck's
Andenken
an Nietzsche

Nun ist Nietzsche am 25. August 1900 gestorben, endlich ge-
storben, und ich bin seinem Grabgeleite fern geblieben, ob-
wohl ich am Tage darauf und am 27. telegraphische und brief-
liche Aufforderungen vom Nietzsche-Archiv im Namen von Frau
Förster und selbst von Köselitz erhalten habe, mich, sei es in
Weimar, sei es in Röcken einzufinden. Unmöglich, weniger noch
wegen der äußeren Umstände, unter denen mich jene Aufforde-
rungen trafen, so nahezu unüberwindlich auch diese waren — ich

befand mich mit meiner Frau auf Drei Ähren in den Vogesen — als um der Scheidewand willen, welche zwischen mir und Nietzsche schon bei seinen Lebzeiten das Archiv gezogen hatte.

Nietzsche ist der Mensch, in dessen Nähe ich am freiesten geatmet und demgemäß auch meine Lungen für den Gebrauch im Bereich menschlichen Daseins, zu dem in Beziehung zu treten mir überhaupt beschieden gewesen ist, am erfreulichsten geübt habe. Seine Freundschaft ist mir im Leben zu viel wert gewesen, als daß ich noch Lust verspürte, sie mir durch irgendwelche posthume Schwärmereien zu verderben. Ich habe den lebendigen Menschen lieb gehabt, man kann auch was er hinterlassen hat lieb haben, wird unter Umständen nur davon erfüllt sein, wo man nämlich nichts anderes hat. Unter diesem „Anderen“ möchte ich für mich durchaus nicht das Christentum verstehen, woran manche noch leicht bei meinen Worten denken werden, eher ein etwas verschiedenes Verhältnis zum Modernen, zum Stück Welt, das wir als Zeitgenossen gemeinschaftlich erlebt haben. Ich leugne die allgemeine Möglichkeit nicht, beruht doch die Möglichkeit aller menschlichen Kultur nur darauf, daß man auch von Nachgelassenem leben kann, auf jeden Fall ist indessen beides anderes, das Lieben des lebendigen Menschen und seines Nachlasses.

Nietzsche hat sich für den Menschen einer späten Zukunft gehalten. Das Archiv, das seinen Namen trägt und über seinem Grabe errichtet worden ist, noch bevor es sich schloß, scheint mir eben dadurch seinen Namen zu verdienen. Denn es erscheint nun wie nur darum gegründet, um jene Meinung Nietzsches von sich zu bestätigen. Man darf nie vergessen, daß Nietzsche als Mensch der Zukunft in Zarathustra eine Gestalt gewollt hat, die nicht aus unserer Welt ist und zu der deshalb noch niemand eigentlich innere Beziehungen haben kann. Es ist eine Phantasie- und Traumgestalt, über deren einst möglichen realen Inhalt der Maßstab fehlt. Dasselbe gilt für die Lehre der Wiederkunft, so phantastisch sie ist und aus allen möglichen Elementen sie besteht, mit so vielen Elementen in Nietzsches Denken im Widerspruch stehend. Was hat nicht alles vorbildlich gewirkt in der Welt, bloß durch die starke Persönlichkeit, die so viel Zweifelhafte zusammenhielt, und durch das entgegenkommende Bedürfnis einer Jüngerschaft!

Der „Mensch der
späten Zukunft“



ie wenig übrigens Oberbeck's zunehmende Verein-
samung die äußere Fortdauer korrekter Beziehungen
zur offiziellen Verwaltung des Nietzsche-Nachlasses
beeinträchtigte, geht aus mehr als einem Zuge seines
Verhaltens hervor. Einmal besuchte er kurz nach
Nietzsches Tode aus Anlaß einer Dresdener Reise Peter Gast
in Weimar; dessen Rückkehr ins Archiv kam für ihn nur in Be-
tracht, insofern etwa seine eigene unabhängige Stellung zum
Andenken Nietzsches davon irgendwie ablenkend beeinflusst wer-
den sollte. Alle derartigen Nachwirkungen, für die es an An-
zeichen nicht fehlte, hat er sich verboten und sie zu verhüten ge-
wußt. Sonst aber hat er Gast, so oft er von dessen „Übertritt“
zu andern zu reden hatte, stets auf eine Weise gerechtfertigt, die
seine edle Gesinnung im schönsten Lichte zeigt. „Gast“, pflegte er
zu sagen, „nehme ich das gar nicht übel; er hat es eben einfach
nicht ausgehalten, nichts mehr für Nietzsche zu tun,“ — des-
halb habe Gast eben das Archiv aufgesucht als den einzigen
Boden, auf dem er sich für Nietzsche betätigen konnte. Aber
ethisch noch größer wirkt das Wort, das Abschiedswort, das
er für Nietzsches Schwester gefunden hat. Diese hatte ihm noch
im Todesjahre ihre Betrübniß darüber ausgesprochen, daß er bei
seiner Anwesenheit in Weimar nicht eben doch sie aufgesucht
habe: „Wie wohl hätten mir in meinem tiefen Schmerz einige
herzliche Trostesworte eines alten treuen Freundes meines Bru-
ders getan!“ Oberbeck's Antwort darauf gipfelt im folgenden
Schlußabschnitt:

Basel, 6. Dezember 1900

... „Aber auch sonst wollen Sie mir gestatten den ganzen Vor-
gang, der uns zur Zeit Ihres (was ich doch wohl nicht anzu-
zweifeln denke) vollkommen legitimen Eingreifens in die Re-
gelung des literarischen Nachlasses Ihres erkrankten Bruders
entzweite, hier vollkommen unaufgewickelt lasse und nur zum
Zweck unserer augenblicklichen Verständigung nun mit den Worten
kurz zusammenfasse, daß sein Kern jene Regelung war und sein
Resultat unser Auseinandergehen. Uns aber noch weiter in die
Einzelheiten der sehr fatalen Formen, welche unsere damalige
Differenz alsbald annahm, zurückzuversetzen, hat zurzeit darum
gar keinen Sinn mehr, weil der Verlauf dieser Differenz zum
allergeringsten Teil das ist, was uns gegenwärtig noch angeht.
Auch ich wüßte manches Hemmnis unserer Beruhigung über

das damals Geschehene aus dem Weg zu räumen, z. B. daß es damals in den Hauptsachen, wie Sie wollten ging und nicht wie ich zu raten mir erlaubte, indem ich Sie in aller Schickslichkeit zu überzeugen suchte von der Geringfügigkeit der Nachempfindung, die ich von meiner damaligen 'Niederlage' behielt. Zudem all dergl. kann uns gleich gelten, denn wie wir auch über die Steine unseres damaligen Anstoßes wegkämen, schwer oder leicht, wie sehr ominös uns auch jene Formen noch erscheinen möchten oder nicht, darauf käme doch wenig an, im Verhältnis zu den Folgen, die der ganze einstige Vorgang gehabt hat und auch ohne unsern Willen haben mußte. Inzwischen hat Ihr Archiv seine 'Geschichte' gehabt, und diese hat sich nun einmal so gestaltet, daß ihm fern zu bleiben ein Entschluß wurde, der in mir früh keimend, allmählich zur Unwider=ruflichkeit heranreifte und eine umgekehrte Entwicklung mit der Zeit, und bei dem mich nur doch die wehmütige Erinnerung uns noch weiter aufzuhalten bewegen kann, daß es, wie eben angedeutet, leider nicht das erste Mal ist, daß wir in einer mutmaßlich für uns beide so unliebsamen, schroffen Art voneinander=gehen. Gewöhnung wird, nach meiner Erfahrung wenigstens, uns bei solchem Verfahren miteinander nicht helfen können. Machen wir's so weiter, so könnte es immer gleich unfruchtbar bleiben und doch für uns nur immer schwerer. Darum weiß ich für die Zukunft keinen andern Rat als den folgenden. Lassen Sie uns aus der Ferne in der Hochhaltung Ihres Bruders einig bleiben, aber in ihr jeden im übrigen seinen Weg gehen. Den Ihrigen, so sehr er der Öffentlichkeit angehört, meinerseits nicht zu kreuzen, soll mir, hoffe ich, nicht so schwer werden. Nicht nur weil ich den Ihrigen zu richten nicht den geringsten Beruf in mir fühle und auch dies wiederum nicht nur, weil Sie für mich nie aufhören werden die Schwester Ihres Bruders zu sein. Auf jeden Fall schon unter seinem Schutze nur sollten Sie sich, meine ich, sicher genug fühlen, um sich's leicht werden zu lassen, mich meinen Privatgedanken über das Archiv, von dem Sie doch für mich nicht ablösbarer sind als für jedermann, zu überlassen und, wenn Sie es tun, sich mit mir in der Überzeugung zu vereinigen, daß wir, uns gewähren lassend, am besten uns den Schatz der Erinnerung, den wir teilen, auch unverlezt erhalten. Vermessen Sie hier aber noch das erbetene Wort des 'Trostes', so seien Sie gebeten, auch darin nur ein Zeichen der Achtung

Die
Nachempfindung
seiner
„Niederlage“

„Meine Privat=
gedanken über
das Archiv“

zu finden, die der Größe des von Ihnen in diesem Jahre erlittenen Verlustes erwiesen wird von

Ihrem sehr ergebenen

Fr. Overbeck."

So durfte Overbeck nur dann schreiben, wenn diesem Stolz höflicher Ablehnung jedes Zusammengehens das bestimmend zugrunde lag, was, wie wir sahen, Nietzsche sonst geistig ebenbürtigstem Freunde, Rohde, gefehlt hatte: ein planmäßig überlegter, mit Überzeugung eingenommener und behaupteter Standpunkt, wie er für einen Denker unerlässlich ist, der sich einem Problem gegenübergestellt sieht. Und darin bestand der Rückzug von Overbecks unverbrüchlicher Freundschaft aus der Welt der Tatsächlichkeit in die Welt der Idee, daß der persönlich erlebte und erfahrene Freund für ihn allmählich sachlich wurde, zum „Problem Nietzsche“ wurde.

Overbecks
Lebensabend

Overbecks wissenschaftliches Trachten sollte dann gegen Ende seines Lebens eine eigentümliche Quittung erfahren, insofern sein Traum von einer idealen, gelehrten Betätigung zwar für ihn selbst nicht mehr zur Wirklichkeit werden sollte, er aber doch dessen Möglichkeit für künftige Geschlechter absah und selber einen kleinen Grundstein legen durfte. Im Sommer 1900 erhielt er den heimlichen Besuch eines alten, reichen Basler Herrn, der sich ihm als Freigeist und pessimistischen Laienphilosophen zu erkennen gab und ihn bat, ein Vermächtnis in die Wege zu leiten, da er die Universität mit zwei Lehrstühlen für unangewandte, kritische Forschung zu bedenken wünsche. Im Nachlasse jenes Herrn fand sich der Entwurf eines Ende der siebziger Jahre an Nietzsche gerichteten Briefes, der bereits in derselben Richtung vorläufige Andeutungen enthielt. Als dann mit dem Tode des Gönners die provisorische Organisation der „freien akademischen Stiftung“ (1901) ins Leben gerufen werden mußte, übernahm Overbeck das Präsidium für die notwendigen Vorarbeiten; der Genuß einer solchen Stiftung hätte ihn vor dem großen Dilemma bewahrt und ihn instand gesetzt, sein Werk wirklich aufzurichten; so freute er sich denn, das Steuer für eigene, schwer empfundene Lebensnot wenigstens denjenigen zur Wohltat zurechtzuzimmern, die einmal ähnlichen Hemmungen ausgesetzt sein sollten.

Allen menschlichen Dingen, besonders wo sie ihm persönlich vermittelt nahe traten, brachte er ein hohes Maß von Güte

entgegen, und erst die schmerzliche Einsicht in den Schaden, den Überhebung und mangelnde Tüchtigkeit anzurichten pflegen, machte aus ihm den unerbittlichen Kritiker und Kämpfer, als der er gefürchtet war. Unbestechlich und kurz angebunden, sobald die Wahrheit auf dem Spiele stand, überzeugte er sich zusehends von der Unzulänglichkeit der Welt, während sein warmes lauterer Gemüt bis zuletzt den Schönheiten der Erde offen stand. Dieser Art der Lebensansicht sollte nun bei dem mit Freundschaften schon so Verwöhnten noch ein wohlthuendes und empfängliches Verstandnis zuteil werden im Umgang mit einem ähnlich gesinnten, aber in der Lebensbetätigung gänzlich anders gearteten Altersgenossen, Herrn Geheimrat J. von Eckardt, der 1897—1900 kaiserlich deutscher Generalkonsul in Basel war. Dieser welt-erfahrene Diplomat, dessen persönliche Erholung immer schon die Teilnahme an historischen und theologischen Forschungen gebildet hatte, erwies sich dem alternden Gelehrten für den willkommensten Zuhörer, um sich so manches noch vom Herzen zu reden. Overbeck konnte hier in einer edeln Verkörperung noch einmal die Bedürfnisse eines Hochgebildeten, der sich in den letzten Fragen an einen Theologen um Rat wendet, anschauen und dabei spüren, hier werde mehr als sein reicher Geist, der Adel und die Güte seines Herzens hochgeschätzt, — „auf der einsamen Höhe, auf die er sich“ — nach dem Ausdruck dieses seines Freundes — „zurückgezogen hatte“.

Überbeck's
Freundschaft
mit Geheimrat
von Eckardt

War es ihm im Leben nicht leicht gemacht gewesen, so noch weniger im Tode. Er, der unerbittliche Skeptiker und doch so weiche und gemütvoll Mensch, sah dem langsamen Zerfall seiner Kräfte, der fortschreitenden Auflösung seiner Persönlichkeit mit allem Bewußtsein zu. Man hat die Wehmut und Verdüsterung seiner letzten Lebenszeit gröblich mißverstanden, wenn man ihm steigende Verbitterung andichtete; als ob der Neid und die Mißgunst, die ja dann hätten im Spiele sein müssen, sich irgend wohin hätten richten können! Nein — er wollte mit niemandem tauschen, und wenn er sich rückblickend höchstens etwas mehr von dem durchschlagenden Ehrgeiz seiner besten Freunde wünschte, so hätte er es doch nicht anders haben mögen. So sehr ihm modern theologische Manier den Geschmack an Goethezitate verdorben hatte, schrieb er doch noch im letzten Jahre die Verse auf:

„Da ist's dann wieder wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz; und aller Wille

Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

Oberbecks
Altersleiden

Ein schweres Altersleiden setzte unter steigenden Ängsten und Beklemmungen einen Körperteil um den andern außer Funktion, ehe dieses weiche Herz Gnade fand und dieser feine Geist endlich entlassen wurde. Die immer knappere Freiheit zwischen den Anfällen blieb unentwegt den gewohnten Beschäftigungen seiner Solitüde gewidmet: etwas Lektüre, ein bißchen am Schreibtisch oder ein Viertelstündchen mit einem Besuch. Ein solches schloß er kurz vor dem Ende, unnachahmlich in Geste und Gesichtsausdruck, so echt, als habe er eine Audienz auf und sage es leibhaftig der Alte Fritz selber (dessen Augen er in diesem Augenblick hatte!): „Nun hätten wir eine Bavette tailliert.“ Fast möchte man glauben, seine Geduld sei deshalb so sehr auf die Probe gestellt worden, damit es zu der sinnbildlichen Abrundung komme. In die Hände des Sterbenden gelangte die Urkunde über seine anfangs des Jahres erfolgte Promotion zum Doctor of Divinity durch die schottische Universität Saint Andrews. Damit hatte seine bloß gegenständliche, persönlich unbeteiligte Beschäftigung mit dem Christentum — sein deutscher Doktorhut reicht für eine derartige Beziehung allzu weit zurück — die ausdrückliche Anerkennung durch eine geschlossene gelehrte Körperschaft gefunden; zugleich war, dank der großbritannischen Herkunft der Kundgebung, in zwölfter Stunde die Knüpfung erfolgt zwischen dem Ursprung und der Bestimmung seines Lebens.

Oberbecks Tod

Er entschlief den 26. Juni 1905, und seinem Wunsche entsprechend vereinigte sich um sein Grab die erlesene und andächtige Trauerversammlung zum „Gebet um die ewige Ruhe seiner abgeschiedenen Seele“. Das Andenken, das er hinterläßt, fordert zunächst zu keinerlei Nachfolge auf; er ließ sich bei Lebzeiten die Mahnung besonders angelegen sein, man möge sich doch ja an ihm kein Beispiel nehmen. Dennoch sind die Zeiten im Anzuge, wo man sich seiner mit Dank und Stolz wird erinnern müssen. Er glaubte, der Größe des Christentums dadurch gerecht zu werden, daß er ihm Grenzen zog und sich selbst außerhalb dieser Grenzen hielt: „Das Christentum ist eine viel zu erhabene Sache, als daß in einer im ganzen ihm entfremdeten Welt dem einzelnen so leicht gestattet sein sollte, sich ohne weiteres damit zu identifizieren.“ Und wäre es nur um dieses einen tiefen Wortes aus seiner Jugend willen, daß er einmal Liebe

verdienen wird von den Bürgern jenes sogenannt dritten Reiches, das uns kommen soll, dem Kind und Erben und Willensvollstrecker von Griechentum und Christentum, so widersprechender Eltern! Einer seiner Kollegen äußerte einmal, Overbeck stehe so weit links, daß er im Kreislauf der Dinge schon längst wieder auf eine neue Weise rechts stehe. In der Tat hatte sein unerbittlich scharfes Messer zugleich die Eigenschaften eines Meißels in einer Künstlerhand: es ließ hinter allem Weggeschnittenen die Konzeption eines schöpferischen Gebildes ahnen. Und so ist denn dieser scheinbar unheimliche Ausbund von Verneinung in Wahrheit ein durch und durch positiver Mensch gewesen, wenigstens für den Maßstab aller derjenigen, deren Gesetze auf neuen Tafeln eingezeichnet stehen. Einer dieser zukünftig Gesinnten sagte am Sarge: „Franz Overbeck hat schwer darunter gelitten, sein stolzes Münster nicht mehr vor uns aufstürmen zu können. Aber vielleicht ist dieses vergebliche Ringen mit dem Spröden, der rührende Anblick dieses feinen alten Mannes, der mühselig und bestaubt die Steine herbeischleppt und auf ihre Tragkraft abklopft und dabei sich zum großen Baumeister berufen fühlt — vielleicht ist das fruchtbarer in der Geschichte der Wissenschaft als ein noch so gutes Buch. Mir jedenfalls wird dieser Theologos, zum Himmelreich und zur Welt gelehrt, der am Schluß wie ein unnützer Knecht zusammenpakt, mein ganzes Leben lang zum Segen sein.“

7. „Ecce Femina!“



mehr als ein Grund mußte uns bewegen, Nietsches Schicksal auch nach dem Ausbruch des Wahnsinns auf einer breiten psychologischen Grundlage darzustellen. Der Wahnsinn hatte das Herzstück von Nietsches Wesen ausgebrochen: den Willen. Auch vor dem Zusammenbruch war Nietsche, was man so zu nennen pflegt, reichlich überspannt gewesen; aber doch hatte er das Steuer bis zuletzt nicht fahren lassen. Das aber war der Punkt, in dem die Katastrophe von Turin unheilbaren Wandel geschaffen hat. Jede Regung einer Aktivität war wie ausgetilgt; das Gedächtnis war nicht erloschen, ein Bruchteil der dialektischen Fähigkeit nicht erstorben — aber auch der letzte Rest einer Widerstandskraft war in Wegfall geraten. Da die Hemmungen umsanfen, war Nietsches Seele in das Stadium unbe-